

Susanne Schieble

Weihnachts- anekdotchen



Spannende Geschichten
aus Hannover





Weihnachtzanekdötchen



Spannende Geschichten
aus Hannover

von Susanne Schieble

Die Kurzgeschichten spielen hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Die Figuren dieser Kurzgeschichten sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.



Klimaneutral
Druckprodukt

ClimatePartner.com/53115-2305-1007



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <https://www.dnb.de>

© 2023 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: C. Riethmüller

Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rf.com

Druck und Bindung: Zimmermann Druck + Verlag GmbH, Balve

Printed in Germany

ISBN 978-3-8271-9331-5

Inhalt

Ihr Kinderlein kommet	7
Und still ruht der See	23
Weihnachten bin ich zu Haus	35
Die Rache des Knecht Ruprecht	45
Winterwunderwald	52
Überleben	67
Es kam ein Engel hell und klar	71
Inflation	77







Ihr Kinderlein kommet



„Kaschperl, wo bist du?“

Gesine fuhr sich durch ihre dunkelbraunen Haare, wickelte sich eine ihrer kurzen Locken um den Finger und seufzte. Den ganzen Tag ertönte der Ruf nach dem Kasperl zu ihr ins Büro. Genau unter ihrem Fenster war das Kasperltheater des Weihnachtsmarktes aufgebaut worden. Sie kannte inzwischen alle Stücke auswendig. Das obligatorische Rufen nach der Hauptfigur war in jeder Aufführung vorhanden. Mehrfach.

Das war natürlich nicht der einzige Lärm, der vom Weihnachtsmarkt in ihr Büro im Alten Rathaus drang, das über das Jahr wunderbar ruhig und ein Hort der Gelassenheit und konstruktiven Arbeit war. Gesine war als Eventmanagerin des Alten Rathauses hohem Stress ausgesetzt, umso wichtiger war es für sie, dass sie sich in ihrem Büro auf ihren Job fokussieren und alles andere ausblenden konnte. Das funktionierte auch sehr gut, nur die letzten fünf Wochen vor Weihnachten war es aufgrund des Lärmpegels vor dem altherwürdigen Gebäude schwierig. Der Weihnachtsmarkt an der Marktkirche erstreckte sich nun einmal bis zum Alten Rathaus und war einer der beliebtesten der Stadt. Insofern war buchstäblich die Hölle los. Während am Nachmittag die Familien mit Kindern die Angebote genossen, waren es am Abend die Freundes- und Frauengruppen mit blinkenden Nikolausmützen auf dem Kopf, Arbeitskollegen, die nach Büroschluss einen heben, und Reisegrüppchen aus dem Umland, die in der niedersächsischen Landeshauptstadt etwas erleben wollten.

Wieder seufzte Gesine. Ausgerechnet in der Adventszeit war der Stress noch etwas mehr als sonst, denn viele Firmen und Institutionen führten große Veranstaltungen und Weihnachtsfeiern durch, für die das Alte Rathaus den passenden Rahmen bildete. Sie waren bis Weihnachten voll ausgebucht und hatten alle Hände voll zu tun. Nicht nur Gesine, auch ihre Kollegen arbeiteten bis zum Anschlag und machten Überstunden. Sie sehnte sich daher nach der ruhigen Zeit an den Feiertagen und zwischen Weihnachten und Neujahr. Sie würde zu ihrer Schwester und

ihrem Schwager an die Mosel fahren. Besonders freute sie sich auf ihre Nichte. Die dreijährige Felicitas war einfach zuckersüß und warf sich vor Freude in ihre Arme, wann immer „Tante Gesi“ es schaffte, sich ein paar Tage loszueisen und die kleine Familie zu besuchen.

Gesines Blick streifte liebevoll das Bild eines jungen Mädchens auf dem Schreibtisch. Sie hatte keine eigenen Kinder, sodass die Kleine für sie etwas ganz Besonderes war, fast wie ein eigenes Kind. Große blaue Augen und kleine Milchzähnen strahlten sie an, eine freche, blonde Haarlocke hatte sich in die Stirn gemogelt. Die Eventmanagerin, die in ihrem Beruf so tough sein musste, lächelte. Gott, wie sehr sie dieses Kind liebte!

Großes Geraune, Gelächter und anschließender Applaus rissen sie aus ihren Gedanken. Das Stück des Puppentheaters, das vor ihrem Fenster aufgeführt wurde, war anscheinend wieder einmal zu Ende: Der Gendarm hatte den Räuber mit der pfiffigen Hilfe des Kaspers und natürlich der Kinder gefasst.

In zehn Minuten ging alles wieder von vorne los.

Gesine beugte sich tiefer über das Angebot, das sie für eine Veranstaltung im Januar erstellen musste, und gab Zahlenkolonnen in den Computer ein.

Da wurde die Tür mit einem Ruck aufgerissen und ihre junge Kollegin Alissa stürmte herein. Rotblonde, halblange Locken wippten zu ihrem temperamentvollen Gang im Takt.

„So, Frau Neugeschwendter, ich habe alles erledigt!“, stieß sie aus, knallte einen Stapel Akten mitten auf Gesines Schreibtisch und auf ihre Kostenkalkulation und grinste schelmisch.

Gegen ihren Willen grinste Gesine zurück. Sie mochte ihre burschikose Kollegin, die zwar laut und oftmals sehr anstrengend war, aber sehr gute Arbeit verrichtete und mit ihrer guten Laune frischen Wind in die Abteilung gebracht hatte.

„Gut, Frau Willes. Machen Sie Schluss für heute, es ist ja schon spät“, sagte Gesine, nahm die Akten von ihrer Kalkulation herunter und legte sie an die Seite. Der sehnsüchtige Blick der jungen Kollegin durch das Fenster nach draußen war ihr nicht entgangen.

Alissa Willes sah sie erstaunt, aber mit einem freudigen Ausdruck in den Augen an.

„Wirklich?“, fragte sie hoffnungsvoll. „Aber wir haben noch so viel zu tun, und morgen ist die riesige Veranstaltung oben im Festsaal und ...“

Gesine winkte ab. „Ach was, die ist doch vorbereitet und wird laufen, wenn wir alle zusammen anpacken und morgen früh alle pünktlich da sind. Machen Sie sich einen schönen Abend!“

„Danke, Frau Neugeschwendter, mache ich“, strahlte Alissa Willes, drehte sich mit Schwung um, dass die Locken flogen, hielt dann aber noch einmal inne und sah Gesine mit zerknirschem Gesicht an.

„Und Sie?“, fragte sie zaghaft. „Wann machen Sie Schluss? Ich mein, Sie müssen sich ja auch mal erholen.“

„Ich mache noch das Angebot fertig, dann gehe ich auch nach Hause“, lächelte Gesine und wedelte mit den Armen. „Und nun ab mit Ihnen, bevor ich es mir anders überlege!“

Das ließ sich die junge Frau nicht zweimal sagen. Sie verabschiedete sich so schnell, dass Gesine der Verdacht kam, Alissa habe Angst, sie könne es sich tatsächlich anders überlegen.

Wieder lächelte sie. Sie beneidete die junge Kollegin um ihre Jugend und ihre Lebensfreude, aber sie gönnte es ihr auch. Arbeit musste sein, aber sie sollte auch ihr Leben genießen, nichts ließ sich wiederholen oder aufschieben, auch wenn viele Menschen genau das glaubten. Niemand wusste das besser als sie.

Nein, keine Erinnerungen jetzt, keine Wehmut, keine traurigen Gedanken. Gesine hatte gelernt, mit eiserner Disziplin die dunklen Stimmungen, die sie, immer seltener zwar, aber dann und wann immer noch, befehlen, zurückzudrängen. Ganz ausbleiben würden sie wohl nie.

„Kaschperl, wo bist du?“

Gesine stöhnte. Sie kam sich vor wie Bill Murray in dem Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“.

Sie vertiefte sich in die Unterlagen. Stille hatte sich über das Gebäude gelegt, nach und nach hatten die Mitarbeiter Feierabend gemacht und das Alte Rathaus verlassen. Wahrscheinlich waren nur noch der Wachdienst und der eine oder andere Techniker im Haus. Eine Veranstaltung hatten sie heute als einzigen Tag in der Vorweihnachtszeit ausnahmsweise nicht. Diese stillen Stunden am Abend mochte Gesine ganz besonders. Wenn der Trubel des täglichen Geschäfts nachließ, konnte sie sich am besten konzentrieren und ohne Unterbrechungen arbeiten. Nur das Gegröle und natürlich das Kasperltheater störten sie im Moment. Sie versuchte, beides so gut es ging auszublenden.

Plötzlich vernahm sie ein leichtes Klappern. Es hörte sich an wie ein Türschlagen. Es war ganz leise, aber Gesine war so vertraut mit den Ge-

räuschen in dem alten Gebäude, dass sie es sofort einordnen konnte. Es war die Tür des Lieferanteneingangs. War sie denn nicht verschlossen? Die Mitarbeiter hatten strikte Anweisung, sie abzusperren, denn sonst passierte genau das, was nicht passieren sollte, gerade jetzt in der Adventszeit: Unbefugte verschafften sich Zutritt, meistens Betrunkene auf der Suche nach einer Stelle, wo sie ihre Notdurft verrichten konnten. Zugleich wurde ihr bewusst, dass sie den obligatorischen Ruf „Kasperl, wo bist du?“, das Gejauchze der Kinder, das Schreien und Grölen und das beständige Gesumme der Stimmen der Weihnachtsmarktbesucher schon eine ganze Weile nicht gehört hatte. Eine unheimliche Stille hatte sich nicht nur über das Alte Rathaus, sondern auch über den Platz gesenkt.

Gesine sprang auf und spähte aus dem Fenster. Sie sah Menschen mit ernsten weißen Gesichtern, die in der Dunkelheit zu schweben schienen. Sie standen wie erstarrt vor dem Kasperltheater, hell erleuchtet von den Buden ringsum, aber das Dach des Theaters verwehrte Gesine die komplette Sicht auf das Geschehen. Auch nahm sie ein bläuliches Blinken von Einsatzfahrzeugen wahr. Warum hatte sie keine Sirenen gehört? Sie musste wirklich sehr in ihre Arbeit vertieft gewesen sein. Gesine wusste, dass ihr das manchmal passierte. Wenn sie extrem fokussiert war, nahm sie nichts mehr um sie herum wahr.

Ein weiteres Mal vernahm sie ein Geräusch, und sie wandte sich abrupt vom Fenster ab. Es war ein Schlurfen, als wenn etwas über den Boden gezogen wurde. Gesines Körper wurde von einer Schockwelle überschwemmt. Sie stand stocksteif und lauschte. Da, da war es wieder! Ein Scharren, als ob ... Gesine wagte nicht weiterzudenken. Es hörte sich an wie ein Körper, der über den Boden geschleift wurde. Da kam Leben in sie, und sie war mit zwei Schritten an ihrem Telefon und hatte den Hörer



in der Hand. Der Sicherheitsdienst! Sie musste den Sicherheitsdienst informieren, er würde bestimmt ...

„Legen Sie den Hörer auf, Lady, sofort!“, ertönte da eine schnarrende Stimme von der Tür her. Gesines Kopf ruckte hoch. Da stand ein Mann, nein, er lehnte schwer atmend gegen den Türrahmen und sah sie aus blutunterlaufenen Augen von unten nach oben an. Ihre Blicke trafen sich. Da war etwas in den Augen des Mannes ...

Ihr gefror das Blut in den Adern. Entschlossenheit las sie, aber noch etwas anderes. Verzweiflung und eine Spur von Angst. Sie ahnte, dass diese Kombination von Empfindungen den Mann unberechenbar machen würde. Was sie aber noch mehr überzeugte, den Hörer ganz langsam zurückgleiten zu lassen, war die Waffe, die er in der Hand hielt und auf sie richtete. Sie sah riesig aus und gefährlich, ein gefräßiges, schwarzes Monster, dessen Maul genau auf sie zeigte.

Gesine konnte sich nicht bewegen, konnte auch nicht den Blick von der Mündung der Waffe abwenden. Der Mann machte eine ganz kleine Bewegung mit ihr und befahl gleichzeitig: „Kommen Sie von dem Schreibtisch weg, ganz langsam. Hier rüber.“

Zögernd kam sie der Aufforderung nach, sie fühlte sich wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte. Mechanisch bewegte sie sich auf den Mann zu, auch wenn sich ihr Innerstes dagegen sträubte. Er hatte die Argumente auf seiner Seite ...

„Sie haben doch sicherlich ein Handy“, schnurrte der Mann und strich sich mit der anderen Hand, mit der er sich am Türrahmen festgehalten hatte, über das Gesicht. Als Gesine näher kam, sah sie, dass ihm der Schweiß auf der Stirn stand und seine Hand am Türrahmen einen blutigen Abdruck hinterlassen hatte. War er verletzt?

„J-ja“, antwortete sie zögernd, während sie Schritt für Schritt auf ihn zuzuging.

„Geben Sie es mir!“, forderte der Mann sie auf und streckte seine blutige Hand nach ihr aus. Unwillkürlich wich sie zurück, griff in ihre Handtasche, die über der Stuhllehne vor ihrem Schreibtisch hing, fischte das Handy heraus und händigte es dem Mann aus, der es in seine Jackentasche steckte.

Dann kam er auf sie zu, und da registrierte sie, dass der Mann sein rechtes Bein über den Boden zog. Es hinterließ eine Blutspur. Auch an der Tür und auf dem Gang zu ihrem Büro, so sah sie jetzt, war Blut. Er war tatsächlich verletzt. Das erklärte das Schleifen, das sie gehört hatte.

Trotz seiner Verletzung bewegte sich der Mann geschmeidig, war mit zwei, drei Schritten bei ihr und packte sie um die Hüften. Gesine stieß einen kleinen Schrei aus, während der Mann sie auf den Stuhl zurückdrängte und sie keine andere Wahl hatte, als sich darauf fallen zu lassen.

„Ruhig!“, schnarrte er wieder und legte ihr seine blutverschmierte Hand auf ihren Mund. Übelkeit stieg in Gesine hoch, als sie den metallischen Geschmack wahrnahm.

„Haben Sie Klebeband?“, fragte der Mann und nahm die Hand von ihrem Mund.

„In dem Rollcontainer“, keuchte Gesine und schnappte nach Luft. Während der Mann sie mit der einen Hand, in der er die Pistole hielt, auf dem Stuhl fixierte, öffnete er mit der anderen eine Schublade des Containers nach der anderen, bis er das Klebeband gefunden hatte.

„Halten Sie still“, stieß er aus, „ist besser für Sie. Ich will Ihnen nicht wehtun“. Schnell fesselte er sie und wickelte das Klebeband mehrfach um ihren Rumpf und die Stuhllehne, sodass sie sich nicht mehr bewegen konnte.

„Sind hier noch Leute im Haus?“, fragte er und drehte den Stuhl so, dass sie ihm in die dunkelbraunen Augen blicken musste. Wieder bemerkte sie den Hauch von Verzweiflung und eine abgrundtiefe Trauer in ihnen.

„Nur der Wachdienst“, stotterte sie.

„Kommt der zu Ihnen hier rein?“

„Manchmal“, antwortete sie wahrheitsgemäß. Sie konnte ihn nicht anlügen, warum, wusste sie auch nicht so genau.

Plötzlich hielt er den Telefonhörer in der Hand. „Sie werden ihm sagen, dass sie nicht gestört werden wollen und er nicht hierherkommen soll, verstanden? Los!“, forderte er sie jetzt in barscherem Ton auf.

„5-7“, sagte sie und versuchte, ihrer Stimme einen festen Tonfall zu geben. Dennoch klang sie in ihren Ohren schrill.

„Was?“, grunzte er verständnislos zurück.

„Sie müssen 5-7 wählen, das ist die Nummer des Wachdienstes. Ich kann es ja nicht.“

Sie deutete mit dem Kopf auf das Klebeband.

Er antwortete nicht, sah ihr noch einen Moment forschend in die Augen, wählte die Nummer und hielt ihr den Hörer ans Ohr.

„Hallo, Hartmut? Ja, du, ich habe heute noch einiges zu arbeiten, und dazu brauche ich meine Ruhe. Du musst nicht bei mir reinkommen,

okay? Ich schließe dann ab, wenn ich gehe, wie immer.“ Sie lauschte auf die Antwort und nickte dem Mann schließlich zu. Er legte auf.

„So, das haben wir“, sagte er leise. Es klang resigniert. Langsam richtete er sich auf und wischte sich wieder über das Gesicht, sodass ein blutiger Striemen auf seiner Stirn zurückblieb. Er betrachtete sein rechtes Bein. Die Hose war blutdurchtränkt, das Blut tropfte auf den Boden.

„Sie sind verletzt“, meinte Gesine leise.

Er winkte ab.

„Nicht der Rede wert. Ist nur ein Kratzer.“

Gesine schüttelte den Kopf.

„Vielleicht, aber Sie bluten stark. Das Bein sollte zumindest verbunden werden.“

„Ach was“, er wedelte mit seiner Pistole.

„Was ist denn passiert?“, bohrte Gesine ungeachtet seiner Abwehr nach. Sie wusste selbst nicht, was sie ritt, aber sie konnte einfach nicht anders.

„Eine Auseinandersetzung“, antwortete er kurz angebunden.

Red weiter, dachte Gesine, red weiter, versuch, sein Vertrauen zu gewinnen.

„Warum?“, fragte sie sanft.

„Weil ...“, sein Blick schweifte ab, und er sah aus dem Fenster.

Es muss mit dem Vorfall vor dem Rathaus zusammenhängen, dachte Gesine, und die Erkenntnis rieselte wie kleine Kieselsteine durch ihr Bewusstsein.

„Was ist denn da draußen passiert?“, fragte sie nochmals.

Er gab sich einen Ruck und sah sie kalt an.

„Das geht Sie gar nichts an!“, herrschte er und war wieder mit zwei Schritten bei ihr.

„Das würde ich so nicht sagen“, antwortete sie. Woher sie den Mut nahm, ihm die Stirn zu bieten, konnte sie sich nicht erklären. „Sie dringen hier in mein Büro ein, fesseln mich und, mit Verlaub, besudeln es mit Ihrem Blut. Da wird man ja mal fragen dürfen!“

Sie hatte selbstsicherer geklungen, als sie sich fühlte.

Er antwortete nicht und wühlte in ihrer Handtasche herum, bis er eine Packung Papiertaschentücher gefunden hatte, und fummelte zwei davon heraus.

„Schluss jetzt!“, knurrte er, stopfte ihr die beiden Taschentücher in den Mund und fixierte sie mit dem Klebeband – so abrupt, dass sie vor Schreck erstarrte. Mit weit aufgerissenen Augen sah sie ihn an.

„Hmmmhmmmmmmhmmmm“, machte sie.

„Hallo, ich kann Sie nicht hören!“, höhnte der Mann und tat so, als ob er an seine Ohren fassen wolle. Dann wurde er schlagartig ernst, ging zum Fenster und spähte nach draußen, wobei er sich eng an die Wand drückte, um nicht gesehen zu werden.

„Sie sind da“, flüsterte er und schaute weiter angestrengt durchs Fenster, „aber sie wissen nicht, wo ich bin.“

Gesine hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Verrückt, vor einer halben Stunde war ihre größte Sorge, ob die Kalkulation stimmte, an der sie gearbeitet hatte, und dass die Veranstaltungen, die anstanden, gut über die Bühne gehen würden. Jetzt ging es um alles, es ging um ihr Leben. Sie spürte, der Mann war geladen wie ein Pulverfass und konnte beim kleinsten Funken explodieren. Sie hoffte nur, dass er vergessen hatte, die Tür zum Lieferanteneingang zu verschließen, als er sich ins Rathaus geflüchtet hatte.

Er sah sie an und bleckte die Zähne.

„Die Tür habe ich abgeschlossen.“

Konnte er ihre Gedanken lesen?

„Aber sie können das Blut sehen, das wird sie hierhinführen“, fügte er gedankenverloren hinzu.

Er sah an sich herunter und auf sein verletztes Bein. Dann blickte er hoch und ihr direkt ins Gesicht.

„Sie werden kommen.“

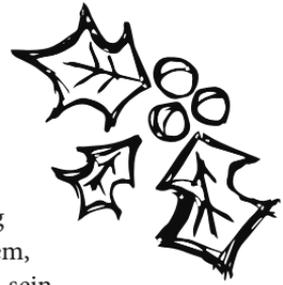
„Hmmmmmmmmhmmmm“, machte sie.

Die Zeit verrann zäh. Genau Gesine gegenüber war die Bürouhr angebracht. Sie starrte auf die Ziffern und versuchte, den Zeiger zu hypnotisieren, schneller zu laufen. Doch es nützte nichts.

Die Zeit verrann zäh.

Der Mann hatte sich den zweiten Stuhl in Gesines Büro geschnappt und sich in der Ecke niedergelassen, sodass er aus dem Fenster spähen konnte. Das Bein hatte er von sich gestreckt, aber keine Anstalten gemacht, es zu verbinden oder sich in sonst irgendeiner Weise darum zu kümmern. Die Pistole lag in seinem Schoß, aber Gesine, die abwechselnd ihn und die Uhr beobachtet hatte, zweifelte keine Sekunde daran, dass er wachsam und sofort schussbereit war, sollte es die Situation erfordern. Da nur ihre Schreibtischlampe brannte, die Spotlights an der Decke jedoch

ausgeschaltet waren, lag sein Gesicht in einem diffusen Licht, in regelmäßigen Abständen erleuchtet von dem Blaulicht der Einsatzwagen, das nach wie vor blinkte. Was sie erkannte, war, dass er mittelgroß und drahtig war. Sein schmales Gesicht war von dunkelbraunem, gelocktem Haar umgeben und könnte attraktiv sein, wenn sich nicht tiefe Linien in seine Züge gegraben hätten. Sorgenfalten, mutmaßte Gesine. Seine Augen lagen in tiefen Schatten und waren von schwarzen Ringen umrahmt. Der Ausdruck darin war für sie nicht deutbar.



Es wurde acht Uhr, es wurde neun Uhr abends. Dreimal klingelte das Festnetztelefon auf Gesines Schreibtisch, zweimal ihr Handy in der Jackentasche des Mannes, sie erkannte es am Klingelton. Er hatte es hervorgeholt, stirnrunzelnd darauf geblickt und wieder eingesteckt. Gesine wusste nicht, ob er ein eigenes Handy hatte, das er womöglich ausgestellt hatte.

Ihr Hals war trocken, der Knebel klebte an ihrem Gaumen und schuf nach und nach einen Würgereiz, den sie immer weniger kontrollieren konnte.

Sie bewegte sich mit ihrem Körper und machte schnaubende Geräusche.

„Hmhmhmhmhm!“

Er sah auf, kam zu ihr herübergehumpelt und riss ihr den Knebel aus dem Mund.

„Was?“, fragte er barsch.

„Wasser!“, keuchte sie. „Ich brauche Wasser, bitte. Ich habe Durst.“

Sie sah, dass er zögerte.

„Es nützt Ihnen nichts, wenn ich hier umkippe, oder? Oder ersticke!“

Gesine wusste immer noch nicht, woher sie den Mut nahm.

Der Mann sah sie kurz an.

„Haben Sie Wasser hier?“

„Ja, unter meinem Schreibtisch, da ist eine Flasche. Ein Glas steht neben dem Computer.“

Er bückte sich, fand die Flasche, schenkte ihr ein Glas ein und hielt es ihr an den Mund. Sie trank in gierigen, hastigen Zügen, bis sie husten musste. Wasser rann ihren Mundwinkel hinab, sodass er ihr mit einem weiteren Papiertaschentuch das Kinn abwischte.

„Genug“, entschied er schließlich und schickte sich an, den Knebel wieder in ihren Mund zu stopfen.

Bau eine Bindung zu ihm auf, Gesine, mach schon, schoss es durch ihren Kopf.

„Wie heißen Sie?“, fragte sie schnell, bevor sie ob des Knebels nicht mehr sprechen konnte.

Er hielt mitten in der Bewegung inne.

„Das tut nichts zur Sache!“, murrte er und versuchte wieder, ihr die Papiertücher in den Mund zu schieben.

„Doch, das finde ich schon!“, entgegnete sie und wunderte sich, dass ihre Stimme so fest war. „Wenn wir hier schon Stunden um Stunden miteinander verbringen, möchte ich wenigstens wissen, mit wem ich es zu tun habe. Ich bin Gesine.“

Er zögerte und sah in die Ferne.

„Nennen Sie mich Johnny“, antwortete er in einem resignierten Tonfall.

Dass dies nicht sein richtiger Name sein konnte, war Gesine klar. Aber besser als nichts, ein Anfang war es allemal.

Sie holte tief Luft und sah ihm in die Augen. Die Verzweiflung darin berührte etwas in ihr.

„Sie sind verletzt“, wiederholte sie leise und deutete mit einem Rucken ihres Kinns auf sein Bein. „In Anbetracht der Tatsache, dass wir hier noch einige Zeit zusammen sind, sollte es verbunden werden.“

Johnny sah an sich herunter auf sein Bein und auf das Blut, das inzwischen in Schlieren den Boden bedeckte. Dann blickte er Gesine an.

„Haben Sie Verbandszeug?“, fragte er leise.

„In der Küche“, antwortete sie ebenso leise. „Wenn Sie mich losbinden, hole ich es und verbinde Sie.“

Er legte den Kopf schräg, als lausche er einer Stimme, die nur er hörte. Dann löste er die Fesseln und half ihr auf die Beine. Im ersten Moment sackte sie in sich zusammen, bis die Blutzufuhr ihre Füße erreicht hatte.

„Ich komme mit“, sagte er kurz angebunden. „Machen Sie keine Dummheiten, Gesine!“

„Wie könnte ich!“, entgegnete sie. „Selbst wenn ich wollte: Ich bin eine unbewaffnete Frau, und Sie haben eine Pistole. Also: Was denken Sie?“

Er schob sie vor sich her, während sie den Weg zu der kleinen Abteilküche einschlug. Johnny humpelte hinter ihr her.

Sie holten den Verbandskasten aus der Küche. Währenddessen schwiegen sie.

„Setzen Sie sich!“ ordnete Gesine an, als sie wieder in ihrem Büro angekommen waren. Johnny ließ sich mit einem Stöhnen auf den Stuhl nieder. Gesine schnitt das Hosenbein auf und säuberte vorsichtig die Wunde. Er ließ sie nicht aus den Augen. Plötzlich hielt sie inne.

„Das ist eine Schusswunde!“, stellte sie erstaunt fest und blickte ihn an.

„Was Sie nicht sagen!“, stöhnte er und biss die Zähne zusammen.

„Was ist passiert?“, fragte sie leise.

Er antwortete nicht und sah ins Leere.

Gesine gab sich einen Ruck. Sie war nun schon so weit gekommen und dabei, eine Beziehung zwischen ihnen beiden aufzubauen. Aufgeben durfte sie jetzt nicht.

„Ob Sie es wollen oder nicht, wir sitzen im selben Boot, von dem Moment an, in dem Sie das Rathaus betreten haben und in meinem Büro aufgetaucht sind. Finden Sie nicht, ich habe ein Recht zu erfahren, warum ich mit Ihnen hier die Nacht verbringen muss?“

„Recht, Recht“, höhnte er und fuhr sich durch seine dichten dunkelbraunen Haare. „Alle glauben, sie hätten irgendwelche Rechte! Nur ich, ich habe keine!“

Wieder klingelte das Telefon auf ihrem Schreibtisch. Beide ignorierten es. Gleich darauf klingelte ihr Handy in Johnnys Jackentasche. Johnny reagierte nicht, und Gesine wagte es nicht, ihn darauf anzusprechen.

Das Klingeln erstarb.

„Das sind sie“, knurrte Johnny.

„Wer?“, fragte Gesine.

„Die Bullen. Oder irgend so ein Polizeipsychologe, was weiß ich. Die wollen mit mir reden.“

Dann wusste die Polizei also, dass er hier bei ihr war.

Wie zur Bestätigung ertönte gleich darauf ein Knistern. Dann erschallte eine Stimme aus einem Lautsprecher.

„Hier spricht die Polizei. Herr Seidel, wir wissen, dass Sie im Rathaus sind. Denken Sie darüber nach aufzugeben!“

Johnny stieß den Atem in hektischen Stößen ein und aus.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was passiert ist?“, fragte Gesine wieder.

Bring ihn zum Reden, mach schon!

„Ich hab's einfach nicht mehr ausgehalten!“, brach es plötzlich aus ihm heraus.

Gesine schwieg. Sie spürte, dass er kurz davor war, sich ihr anzuvertrauen, und wollte ihn nicht drängen. Wortlos verband sie sein Bein.

„Er hat mir meine Familie weggenommen! Ich darf sie nicht mal an Weihnachten sehen! Dabei wollte ich Nele doch nur einen einzigen Tag bei mir haben!“, schluchzte er auf und schlug sich die Hände vors Gesicht.

Gesine widerstand der Versuchung, ihm durch die wilden, dunkelbraunen Locken zu streichen. Von der Aggressivität des Mannes war keine Spur mehr übrig, geblieben war nur seine Verzweiflung.

„Wer ist ‚er‘?“, fragte sie sanft.

„Hans-Jürgen Muttman, Hansi!“, brach es aus Johnny heraus. „Er arbeitet bei dem Puppentheater da unten. Er hat sie mir weggenommen!“

„Nele“, konstatierte Gesine. „Er hat Ihnen Nele weggenommen?“

„Und Corinna, meine Frau. Nele ist unsere Tochter.“

Etwas rammte sich in Gesines Herz.

„Wie?“, hakte sie nach.

„Wie? Indem er Corinna das Blaue vom Himmel versprochen hat. Sie hat mich verlassen und Nele mitgenommen. Ich weiß ja, dass es aus ist, aber ich will doch nur Nele sehen, nur einen einzigen Tag, an Weihnachten. Ich habe ihr Geschenke gekauft, und ich weiß auch schon, was ich kochen will, und ... Ach, verdammt, es hat doch keinen Sinn!“

Plötzlich umklammerte er die Pistole und richtete sie wieder auf Gesine.

„Warum erzähle ich das alles? Das reicht, los, zurück auf den Stuhl, ich binde Sie wieder fest!“

„Aber ...“, protestierte Gesine schwach, doch er war aufgestanden und drängte sie zurück auf ihren Schreibtischstuhl.

„Aber nicht den Knebel, bitte!“, bettelte sie. „Bitte, ich frage Sie auch nichts mehr, bitte!“

Er drückte sie auf den Stuhl und griff nach dem Klebeband. Da fiel sein Blick auf das Bild von Felicitas. Abrupt hielt er inne.

„Ist das Ihre Tochter?“, fragte er zögernd und begann, sie wieder festzubinden.

Gesine schüttelte den Kopf.

„Nein, meine Nichte. Ich habe keine eigenen Kinder mehr. Leider. Aber meine Nichte ...“, sie schluckte. Bau eine Verbindung auf, mach schon, das ist deine Chance.

„Meine Nichte habe ich sehr lieb. Wie meine eigene Tochter.“

„Sie sieht Nele ähnlich“, murmelte Johnny und nahm das Bild in die Hand. Dann sah er Gesine an.

„Was heißt ‚nicht mehr‘?“, fragte er.

„Was?“ Gesine verstand nicht, was er meinte.

„Sie sagten, Sie hätten keine eigenen Kinder mehr. Was meinen Sie damit?“

Hatte sie das wirklich gesagt? Sie sprach so gut wie nie darüber. Gesine schluckte.

„Ich hatte einmal eine Tochter. Claire.“

„Claire“, wiederholte er und legte wieder den Kopf schräg, als lausche er dem Namen nach.

„Sie starb. Zusammen mit meinem Mann. Bei einem Autounfall. Da war sie acht.“

Gesine hatte die Sätze aus sich herausgestoßen, ganz so, als wenn ein Blasebalg Luft ausstieß. Sie hatte so viele Jahre nicht darüber gesprochen, nicht seit der letzten Therapie.

Johnny sah sie an, einen undeutbaren Ausdruck in den Augen.

„Das tut mir sehr leid“, sagte er leise.

Gesine lauschte dem nach, was sie soeben gesagt hatte, besonders dem Namen. Claire. Ihn in ihrem Mund zu bilden, hatte eine merkwürdige Schwingung in ihr ausgelöst, als ob ein kleiner Vogel in ihrem Inneren herumflatterte.

Sie versuchte, ihre Emotionen wieder unter Kontrolle zu bekommen. Normalerweise war sie gut darin, und auch jetzt gelang es ihr, die Schatten der Vergangenheit zu bändigen.

Erinnerungen, Erinnerungen ... Sie durfte sich nicht davon überwältigen lassen, schon gar nicht in dieser Situation.

Die Not des Mannes hatte sie dazu gebracht, Dinge preiszugeben, die am besten in der Tiefe ihrer Seele verborgen blieben.

Sie nickte knapp.

„Sie sehen“, nahm sie den Faden wieder auf, „dass ich sehr gut nachvollziehen kann, was Sie durchmachen. Es gibt bestimmt eine Lösung für Ihr Problem!“

„Nachdem wir aufeinander geschossen haben?“ Johnny lachte auf. Es klang bitter. „Weder Hansi noch ich sind unbe-



schriebene Blätter, wissen Sie. Warum, glauben Sie, hatten wir beide eine Pistole?“

„Sie sind kein schlechter Mensch, das weiß ich. Ich kann bezeugen, dass Sie mich gut behandelt haben. Ich kann ...“

„Zu spät“, unterbrach er sie barsch. „Ich weiß noch nicht einmal, ob Hansi noch lebt. Da draußen ist jedenfalls ganz schön was los.“

Danach schwiegen beide. Was gab es noch zu sagen?

Die Stille wurde durch das Klingeln des Telefons durchbrochen, wieder gefolgt vom Handy.

Da war erneut die Stimme aus dem Lautsprecher zu hören, dringlicher und weniger verbindlich als zuvor:

„Hier spricht noch einmal die Polizei. Wenn Sie jetzt aufgeben, kann es glimpflich für Sie ausgehen, Herr Seidel. Herr Muttmann ist nur leicht verletzt, das ist ein großes Glück für Sie beide.“

„Wie soll es denn jetzt weitergehen?“, fragte Gesine schließlich in die Stille hinein. „Sie wissen es doch auch nicht. Wie lange wollen Sie mich hier festhalten? Die ganze Nacht? Tage? Wochen? Das hat doch keinen Sinn!“

Johnny fuhr sich wieder durch die Haare, eine Gesine inzwischen vertraute Geste. Sie empfand tiefstes Mitleid mit dem Mann und konnte seine Gefühle verstehen. Halt, schalt sie sich in Gedanken. Was sollte das? Der Mann war ein Verbrecher, er hielt sie hier als Geisel und hatte einen anderen Mann angeschossen, der das vielleicht nicht überlebt hatte. Litt sie am Stockholm-Syndrom?

Dennoch konnte sie nicht anders. Sie hatte Mitleid mit ihm. Vielleicht, weil sie selbst ein Kind verloren hatte, weil sie nicht mehr Mutter sein konnte, auch nicht mehr Ehefrau, weil sie sich einbildete, eine Nichte zu haben. Sie wollte ihm helfen, so gut sie konnte, auch wenn sie nicht genau wusste, wieso.

„Johnny, bitte, geben Sie auf. Es gibt eine Lösung, für alles. Mich wird man anhören.“

Johnny antwortete nicht. Er nahm das Bild von Felicitas in die Hand und sah dann Gesine in die Augen.

„Wie halten Sie das aus? Wie können Sie weiterleben, obwohl Sie so einen tragischen Verlust erlitten haben?“

Gesine zuckte mit den Schultern, was ihr einen stechenden Schmerz bescherte.

„Ich war in Therapie, jahrelang. Ich ... ich lebe für meine Nichte, sie ist mein Ein und Alles. Und für meine Arbeit. Was glauben Sie, warum ich

heute Abend so spät noch hier war? Ich scheue mich davor, nach Hause zu gehen, in meine Wohnung, in der ich doch nur allein herumsitze. Niemand, der da ist, der auf mich wartet, niemanden, den ich umarmen kann ...“

Sie brach ab. Tränen rannen ihre Wangen herab. Johnny bemerkte es, nahm ein weiteres Papiertaschentuch aus der Packung und tupfte ihr die Wangen ab.

Einmal angefangen, konnte Gesine nicht mehr aufhören. Nicht aufhören zu weinen und nicht aufhören zu reden. Das, was jahrelang in ihrem Innersten verborgen war, brach nun aus ihr heraus.

„Ich habe mein Leben ganz gut im Griff, habe mir etwas aufgebaut. Aber manchmal, dann packt mich der Nebel. Dann kriecht er aus den Ritzen und Spalten hervor und hüllt mich ein. Dann sehe ich nichts, dann fühle ich nichts. Es kommt mir dann so vor, als nähme ich alle Menschen – und auch mich, besonders mich! – wie durch Watte wahr. Dann bin ich steif. Dann fühle ich nichts. Nichts, verstehen Sie! Es ist seltener geworden, aber es passiert immer noch!“ Und dann nehme ich ein Bild von einem fremden Kind einer mir im Prinzip fremden Kollegin und stelle es mir auf den Schreibtisch, dachte sie, sprach es aber nicht laut aus. Natürlich nicht.

Schweigen breitete sich in dem Zimmer aus. Schließlich nickte Johnny.

„Genauso geht es mir auch, seitdem mich Corinna und Nele verlassen haben. Sie sind nicht tot, bei Gott, das sind sie nicht, aber sie sind für mich außer Reichweite. Ich wollte doch nur meine kleine Tochter an einem Weihnachtstag bei mir haben! Ich bin gut zu ihr, Gesine, bitte glauben Sie mir das! Aber Hansi und Corinna ... sie haben alles getan, um das zu verhindern. Deshalb ... deshalb bin ich heute ausgerastet!“

Er atmete schwer und stand regungslos neben ihr. Beide waren in Gedanken versunken.

Schließlich gab er sich einen Ruck und band sie los.

„Sie können gehen, Gesine. Gehen Sie, wohin Sie wollen. Gehen Sie zu Ihrer Nichte. Nehmen Sie sie in den Arm und feiern Weihnachten mit ihr.“

Gesine legte eine Hand auf Johnnys Unterarm.

„Ich gehe nicht ohne Sie. Sie kommen mit mir, und wir erklären alles. Gemeinsam.“

Plötzlich war ein lautes Knacksen von außen und ein hitziges Wortgefecht zu hören.

„Ich mache dat ... jeben Sie mir dat verdampfte Ding ...“

„Sie können doch nicht ... Frau Kommissarin, lassen Sie mich ...“

„Nee, ich mache dat! Finger weg!“

Dann lauter:

„Herr Seidel, wir wissen, dat Sie da drin sind bei der Frau ... Dings ... Neugeschwendter ... wat is dat denn für'n Name ... !? Et hat doch keinen Sinn, kommen Sie raus. Wir können über alles reden, glauben Sie mir dat!“
Stille.

Gesine und Johnny sahen sich an und brachen dann in lautes, nervöses Gelächter aus.

„Was ist denn das für ein Dialekt!“, brach es aus Gesine zwischen zwei Lachsalven heraus.

„Ich weiß nicht, das habe ich noch nie gehört“, antwortete Johnny und wischte sich über die Augen.

Das Lachen erstarb.

Schweigend musterten sich die beiden eine Weile.

„Wir sollten gehen“, sagte Johnny schließlich leise.

„Ja, gehen wir“, stimmte Gesine zu.



Als sie das Büro verließen, stützte Gesine Johnny. Als sie am Arbeitsplatz ihrer Kollegin Olivia vorbeikamen, die morgen von einer Dienstreise – war sie an der Mosel? – zurückkehren würde, stellte sie in einem unbeobachteten Moment das Bild von Felicitas auf Olivias Schreibtisch zurück, das sie in der Handinnenfläche aus ihrem Büro mitgenommen hatte, ohne dass Johnny es bemerkt hatte. Olivia sollte, wenn sie morgen kam, das Bild von ihrer Tochter vorfinden, so wie immer, wenn Gesine es an sich nahm, wenn Olivia nicht da war. Schließlich musste alles seine Ordnung haben.

Als sie durch den Lieferanteneingang traten, wurde Johnny verhaftet. Er ließ es widerstandslos mit sich geschehen.

Kurz bevor er abgeführt wurde und während eine kleine, rothaarige Frau mit energischen Schritten auf ihren kurzen Beinen auf sie zugestürzt kam, raunte er ihr zu:

„Ich wünsche Ihnen schöne Weihnachten mit Ihrer Nichte, Gesine.“

Daraufhin stahl sich ein Lächeln in Gesines Gesicht, das dadurch zu einer Grimasse verzerrt wurde und Johnny zurückschrecken ließ.

„Welche Nichte?“, fragte sie.





Und still ruht der See



Ein Eispanzer hatte Hannover fest im Griff. Seit Jahren hatte es das nicht mehr gegeben: Minusgrade im zweistelligen Bereich, Schnee, Frost, zugefrorene Seen, und das kurz vor Weihnachten. Ein Traum.

Winterwunderland Hannover.

Die mit Abstand größte Sensation war der endlich zugefrorene Maschsee. Er war so stark zugefroren, dass er vom Tiefbauamt freigegeben werden konnte. Es war, als ob die Stadt nur auf dieses Signal gewartet hätte und kurz davor wäre zu explodieren.

Wie von Geisterhand waren am Nordufer in Rekordzeit Bratwurstbuden, Getränkestände und Schlittschuhverleiher aus dem Boden gewachsen. Auf dem Eis tummelten sich Mütter mit Kinderwagen, Familien, Schlittschuhläufer, Curling- und Eishockeyspieler, Gruppen von pubertierenden Jungs und Mädchen, die eng in Kreisen beieinanderstanden und sich verstohlen betrachteten. Viele Eisläufer hatten blinkende Weihnachtsmannmützen auf dem Kopf, sodass insbesondere in der Dunkelheit überall auf dem See glitzernde Lichter zu sehen waren, die den See in eine märchenhafte Atmosphäre tauchten.

Das Frostwetter hielt über Tage an. Der Maschsee blieb so stark gefroren, dass sich eine regelrechte Vergnügungsindustrie rund um den See gebildet und sich Partystimmung breitgemacht hatte. Wenn die Sonne unterging, hatten die Glühweinverkäufer, Open-Air-Discos und Live-Bands Hochkonjunktur. Innerhalb weniger Tage war ein weiterer Weihnachtsmarkt entstanden, der sich als Mischung eines traditionellen Marktes und dem Maschseefest entpuppte. Da niemand wusste, wie lange das traumhafte Winterwetter anhalten würde, arbeiteten die Budenbesitzer und Schlittschuhverleiher wie emsige Bienen, die so viel Nektar sammelten, wie es eben ging.

Es hatte sich eine flirrende Energie auf und um den See gebildet. Das übrige Leben in der Stadt schien zum Erliegen gekommen zu sein. Der See war das Epizentrum, das Herz, das im Takt der Eisdichte schlug. Wie war

das Eis heute beschaffen? Oh, okay, es hatte fünfzehn Zentimeter, gut. Was wurde für morgen erwartet? Mindestens vierzehn? Gut, dann konnte die Maschinerie, die Leichtigkeit, das Trinken und Essen, das Flirten und Fahren, das ein Gefühl von Freiheit vortäuschte, weitergehen. Wie lange? Das wusste niemand. Also weiter, immer weiter, jetzt war die Zeit aller Zeiten!

Dieser Ansicht war auch Manfred Rinkelmann. Der stadtbekannteste Gastronom betrieb am Ufer des Maschsees eine Bratwurstbude, die auch Glühwein verkaufte, sowie einen Schmalzkuchenstand. Was die Weihnachtsmärkte konnten, das konnte er schon lange! Sofort, als der See zum Betreten freigegeben worden war, hatte er die beiden Buden errichten lassen und fünf seiner Leute für die Betreibung abgestellt. Zwei Tage später kamen noch drei dazu.

Manfred Rinkelmann hatte schon immer ein Händchen fürs Geschäft gehabt. Man musste nur die Nase in den Wind stecken, das Geld lag buchstäblich auf der Straße! Die Leute waren mehr als bereit, für Essen und Trinken ihre sauer verdienten Kröten auszugeben! Man musste sie nur dazu animieren, wenn sie nicht sofort von selbst darauf kamen. Ein schönes Ambiente, Kerzenschein, Musik, Blumenarrangements ... er war einer der Ersten in der Stadt gewesen, der in den 80er-Jahren das, was man heute neudeutsch „Fine Dining“ nannte, eingeführt hatte – und Schaumpartys in den 90ern in seinen zwei Discos auf Ibiza. Ach, Ibiza! Was war das für eine prächtige Zeit! Anfangs noch belächelt, hatte er sich schnell einen Namen als einer der erfolgreichsten Gastronomen auf der Baleareninsel gemacht, und das hatte er in Hannover wiederholt. Schon in jungen Jahren war er bekannt „wie ein bunter Hund“, nicht nur in der Gastro-Szene, sondern auch in der hannoverschen Gesellschaft. Aber seine eigentliche Liebe gehörte Ibiza. Was war das für eine wilde Zeit! Er

hatte jeden Moment genossen und nichts ausge-

lassen. Die Verführungen waren damals aber auch zu groß! Ob Frauen, Alkohol, Drogen, und das bei Sonne, Strand und Meer ... ach, herrliche Erinnerungen!

Irgendwann endete alles, Ibiza war wie ein Motor, der sich überhitzt und Rauch ausgespuckt hatte und dann ins Stottern geriet.

Manfred Rinkelmann war nach Hannover zurückgekehrt und hatte sich in die



Arbeit gestürzt, und das mit großem Erfolg. Die zwei Restaurants liefen und liefen. Seine große Stärke war es, wie ein Trüffelschwein Trends zu erspüren, aufzunehmen und angepasst an seine Häuser umzusetzen. Sein Restaurant in der List führte traditionelle, regionale Küche auf gehobenem Niveau, und sein zweites in Kirchrode war auf die Gourmets spezialisiert, die nicht einfach nur ein Mahl, sondern ein Eventessen genießen wollten. Ein Restaurantbesuch musste für sie ein Erlebnis sein, wozu Storytelling und Spektakel gehörten.

Als er den Weg in Richtung des Maschsees einschlug, um an seinen Ständen nach dem Rechten zu sehen, grüßte er rechts und links und fletschte die Zähne vor Wohlbehagen.

Ja, er war ein angesehener Bürger dieser Stadt. Ja, er war erfolgreich und gut situiert.

Ja, er konnte mit großer Zufriedenheit auf sein Leben zurückblicken.

Mit zweiundsiebzig hatte er alles erreicht.

Zumindest beruflich.

Was sein Privatleben betraf, konnte er das nicht behaupten, zu seinem großen Ärger. Jede seiner drei Ehefrauen hatte ihn verlassen, weil er es mit der ehelichen Treue nie genau genommen hatte und weil er ein Egomane war, der selbstverständlich davon ausging, dass alles so laufen musste, wie er es wollte. Die Scheidungen hatten ein großes Loch in sein Vermögen gerissen, ein viel größeres, als er es wahrhaben wollte.

Und seine fünf Kinder?

Drei Jungs und zwei Mädchen hatte er, und mit keinem seiner Kinder war er zufrieden. Die Jungs hatte er einen nach dem anderen an sein Geschäft heranführen wollen, aber jeder von ihnen hatte sich als große Enttäuschung erwiesen. Michael und Josef, genannt Seppi, die beiden ältesten, waren hoffnungslose Fälle. Manfred Rinkelmann hatte ihnen jeweils ein Restaurant zur Geschäftsführung zur Probe überlassen, aber nach jeweils einem halben Jahr den Söhnen die Leitung wieder entzogen, bevor die Restaurants zu sehr in die roten Zahlen abrutschten. Seppi war sein bester Gast gewesen und infolgedessen dem Alkohol mehr als zugeneigt. Nachdem Manfred Rinkelmann ihm die Geschäftsleitung wieder weggenommen hatte, war er – wohin auch sonst? – nach Ibiza geflüchtet und hatte sich dem süßen Leben hingegeben. Wo er im Moment steckte, wusste sein Vater nicht.

Michael, der älteste, hatte, nachdem Manfred Rinkelmann ihn von seinen Aufgaben mit den Worten: „Du bist der unfähigste Schmarotzer, der

mir je untergekommen ist“, entbunden hatte, seine Sachen gepackt, war in die Schweiz geflüchtet und hatte dort in verschiedenen großen Hotels versucht, Fuß zu fassen. Gescheitert war er überall und arbeitete im Moment in einer Surfschule auf Hawaii. Jedenfalls soweit es sein Vater wusste.

Der Jüngste war Jonas, auf den Manfred Rinkelmann all seine Hoffnungen gesetzt hatte. Doch er war schon am Schulabschluss gescheitert und wollte lieber Künstler sein. „Küüüüünstler“, wie der Gastronom abfällig und vor Ironie tiefend geschnaubt hatte, als Jonas ihm unverblümt mitgeteilt hatte, dass er nach Japan gehen und dort bei einem der bekanntesten Manga-Künstler des Landes eine Ausbildung machen wollte. Er steckte also irgendwo in Asien.

Seine zwei Töchter hatte Manfred Rinkelmann für seine Nachfolge gar nicht erst in Erwägung gezogen. Die ältere der beiden, Bianca, lebte mit ihrer Mutter auf La Gomera und betätigte sich als Yoga-Lehrerin. Die jüngere, Yvonne, hatte den Drogen ein wenig zu sehr zugesprochen und war zu ihrer Mutter nach Griechenland geflüchtet, die dort auf einem Felsen in einer stattlichen Villa lebte, die sie sich nach der Scheidung zugelegt hatte. Überhaupt: seine Scheidungen! Die hatten ihn ein hübsches Sümmchen gekostet, dazu kamen die Pflegekosten für seine demenzkranke erste Frau, die in einem noblen Altenheim in Hannover versorgt wurde.

Manfred Rinkelmann dachte nie so genau oder lange über sein Privatleben nach, denn es war, ehrlich gesagt, eine einzige Katastrophe. Und nicht nur das: Es hatte auch dazu geführt, dass er finanziell gar nicht so gut da stand, wie er gerne alle Welt glauben machen wollte. Sein Vermögen war ganz schön zusammengeschmolzen, aber das wollte er nicht wahrhaben.

Er war Manfred Rinkelmann, der Gastro-Macher von Hannover! Er wusste, wie man Feuer machte, jawoll!

Natürlich hatte er sich bei all seinem beruflichen Erfolg, der ohne eine gewisse Rücksichtslosigkeit nicht zu erreichen gewesen war, Feinde gemacht. Das blieb nicht aus, das war ja klar. Freunde, richtige Freunde, hatte er nicht. Viele waren in Ibiza auf der Strecke geblieben oder tot oder beides.

Aber so war es eben, sinnierte er, als der Maschsee in Sicht kam, und er die juchzenden Menschen auf dem See hörte, die das Leben genossen. Und er wollte davon profitieren, jawoll!

Schnellen Schrittes näherte er sich dem Glühweinstand, den er betrieb und über dem sein Name prangte.

Täuschte er sich oder beschleunigten seine Leute ihre Schritte und gossen, kaum dass er in ihr Sichtfeld trat, um einiges schneller die Becher voll und schoben die Bratwürste plötzlich in Rekordzeit auf die Pappunterlagen? Sie hatten Angst vor ihm, keine Frage, er war für seinen rauen Ton gefürchtet.

Manfred Rinkelmann runzelte missbilligend die Stirn, als er an den Stand trat. Der Tresen war fleckig, Weinreste zeichneten sich deutlich sichtbar auf dem dunklen Holz ab. Er fuhr mit dem Finger über die Maserung. Klebrig.

Er explodierte.

„Was ist das für ein Saustall hier! Habe ich euch nicht deutlich zu verstehen gegeben, dass ihr auf Sauberkeit achten sollt!? Ihr seid Affen! Affen seid ihr!“ Dann nahm er einen Becher, in dem sich noch ein Rest Glühwein befunden hatte und der noch nicht abgeräumt worden war, und schleuderte ihn in das Innere des Standes. Die rote Flüssigkeit spritzte in alle Richtungen und auch an die Hosenbeine seiner Mitarbeiter, die sich erschrocken in eine Ecke flüchteten.

Die umstehenden Gäste am Stand fuhren erschrocken zu ihm um, die Unterhaltungen verstummten. Alle starrten den Gastronom an, der sich schwer atmend und mit hochrotem Kopf an den Tresen klammerte. Es war ihm egal, ob er Aufmerksamkeit erregte. Er war Manfred Rinkelmann, der Gastro-Macher von Hannover!

„Bitte entschuldigen Sie, Herr Rinkelmann, ich wische den Tresen gleich sauber“, kam eine junge Mitarbeiterin mit einem Eimer und einem Lappen beflissen auf ihn zu.

„Ja, und räum auch gleich die leeren Becher weg, verdammt!“, fuhr er die junge Frau an, die kaum älter als achtzehn Jahre sein konnte.

„Mach, ich, Herr Rinkelmann“, wisperte sie und sah ihn aus dunkelbraunen Rehaugen unter ihren rot-blonden Locken von der Seite an.

Etwas regte sich in Manfred Rinkelmann. Wäre er noch jünger, hätte er es bei ihr versucht, aber in seinem Alter wollte er sich nicht lächerlich machen. Es gab noch andere Genüsse.

„Mach mir einen Glühwein, Mädchen!“, brummte er und spähte in den Stand hinein. Die anderen zwei Servicekräfte hatten ihm den Rücken zugekehrt und schöpften eifrig das heiße Getränk aus dem großen Behälter. Es waren zwei Burschen, soweit Manfred Rinkelmann das wahrnehmen konnte. Er kannte nicht alle, die für ihn arbeiteten, das musste er auch nicht, Hauptsache, sie funktionierten. Das junge Mädchen flüsterte

dem einen Mann die Bestellung ihres Chefs zu, der nickte knapp, wechselte einen Blick mit seinem Kollegen und nahm einen weiteren Becher zur Hand. Rinkelman drehte sich um und betrachtete das ausgelassene Treiben auf dem See. Ein zufriedenes Grinsen legte sich über seine Züge. Da lag das Geld, da lag es vor seinen Augen und wartete nur darauf, aufgehoben zu werden!

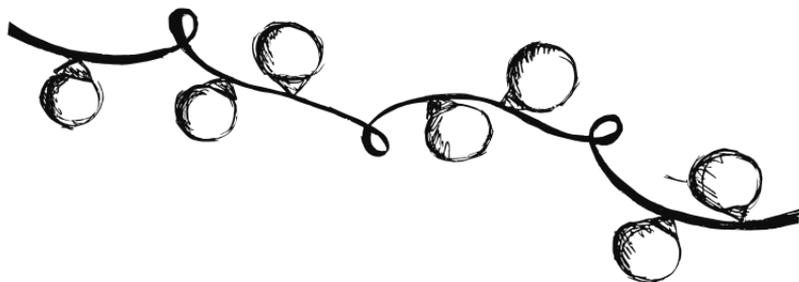
„Bitte, Herr Rinkelman“, flüsterte das Mädchen und stellte einen Becher mit der dampfenden Flüssigkeit neben ihn auf das nun blank gewischte Holz.

„Wurde auch Zeit“, brummte der Gastronom unwirsch, nahm den Becher in die Hand und trank einen großen Schluck. Er schnalzte anerkennend mit der Zunge. „Gar nicht so schlecht“, brummelte er weiter. So gefiel ihm das. Der Glühwein schmeckte nach Gewürzen und nicht nach billigem Rotwein, war nicht zu süß und sehr süffig.

Er nahm den Becher und betrat vorsichtig den See. Auch wenn er wusste, dass eine mindestens dreizehn Zentimeter dicke Eisschicht unter ihm war und ihn und all die anderen Vergnügungssüchtigen trug, wurde er von der Furcht begleitet, er könne einbrechen. Er wanderte langsam in die Mitte des Sees, trank immer mal wieder einen Schluck und umging vorsichtig die Menschentrauben, die sich ausgelassen auf dem See tummelten. Links und rechts flitzten die Schlittschuhläufer und Eishockeyspieler an ihm vorbei. Manchmal grüßte ein bekanntes Gesicht, und er grüßte zurück.

Als er bis auf wenige Meter über den See gewandert war, beschloss er, dass es Zeit war, den Rückweg anzutreten. Er fühlte sich seltsam benommen und leicht, als ob er über den See schwebe. Es war doch nur ein Becher gewesen, den er getrunken hatte, und den hatte er noch nicht einmal völlig geleert! Die Konturen der Menschen, die an ihm vorbeizogen, verschwammen zu einer dunklen Masse mit schwebenden Ballons darüber. Das müssen wohl die Gesichter sein, dachte Manfred Rinkelman und hatte den seltsamen Drang zu lachen.

Da kam in großem Tempo ein Schlittschuhläufer auf ihn zu, den Schal fest um sein Gesicht geschlungen, dessen Rest von einer tief in die Stirn gezogenen Mütze verdeckt war. Jedenfalls nahm Manfred Rinkelman an, dass es ein Mensch war, der auf ihn zugeschossen kam. Undeutlich nahm der Gastro-Macher wahr, dass der rasante Fahrer die Geschwindigkeit nicht verringerte und weiter auf ihn zuhielt. Er wollte ausweichen, aber sein Körper gehorchte ihm viel zu langsam. Wie in Zeitlupe machte



er einen unsicheren Schritt zur Seite, aber es war zu spät. Der Schlittschuhläufer prallte mit ihm zusammen und wirbelte ihn herum. Der Gastronom spürte einen leichten Stich am rechten Arm.

„Hey!“, schrie Manfred Rinkelmann, aber der unmögliche Mensch lief einfach weiter, drehte sich noch nicht einmal nach ihm um oder entschuldigte sich.

„Die Jugend von heute!“, knurrte Rinkelmann. Die Worte kamen ihm undeutlich über die Lippen. Er fühlte seine Zunge im Mund anschwellen wie eine große, ungehorsame Schlange, die er nicht kontrollieren konnte.

Eine unangenehme Wärme flutete seinen Körper. Er wagte, einige Schritte zu gehen, doch es kam ihm so vor, als bewegte er sich unbeholfen vorwärts, wie eine Robbe an Land. Worte konnten seinem Mund nicht entweichen, denn die Schlange in seiner Mundhöhle hinderte sie daran, auch spürte er seine Lippen nicht mehr; überhaupt, sein ganzes Gesicht schien eingefroren zu sein. Mit den Händen versuchte er nach seinem Gesicht zu tasten, aber er konnte sie nicht mehr anheben. Auch seinen Kopf konnte er nicht mehr drehen. Er starrte geradeaus und wollte einen Punkt fixieren, aber er entglitt ihm immer wieder, auch wusste er nach kurzer Zeit nicht mehr, welcher Punkt es überhaupt gewesen war. Unsicher tapste er einige Schritte nach vorn, doch dann spürte er seine Beine nicht mehr, sie wollten ihm auch nicht mehr gehorchen. Eine unerklärliche Schwäche hatte sich seiner bemächtigt, und er schnappte nach Luft, die einfach nicht den Weg in seine Lungen fand. Was geschah mit ihm? Was war los? Er war nie krank, er war stark wie ein Ochse, er war der Gastro-Macher von Hannover!

Luft, er brauchte Luft! Sein Körper schaffte es einfach nicht, Sauerstoff in seine Lungen zu pumpen.

Der Maschsee schien sich nach oben zu wölben und hin- und herzuschwanken. Wie war das möglich, das Eis war doch ganz glatt!?

Plötzlich fand sich Manfred Rinkelmann auf seinen Knien wieder, der Becher entglitt seiner Hand, der Rest des Glühweins versickerte im Eis

und färbte es rot. Dann lag er auf dem Eis und schaute in den dämmrigen Himmel, der in vielen verschiedenen Blautönen schimmerte. So blau, dachte er und sah staunend nach oben. Wie schön er leuchtete, das war ihm noch nie aufgefallen, auch nicht auf Ibiza, das doch den blauesten aller Himmel haben sollte!

Sein Gesichtsfeld trübte sich und wurde dunkler. Schattenrisse am Rand bauten sich auf, die Ballons starteten auf ihn hinab. Was guckten die so komisch? Er lag doch nur hier in aller Ruhe und betrachtete den blauen Himmel, in den sich eine Spur von Lila gemischt hatte.

Plötzlich kam ihm ein Ballon bekannt vor. Es war nur ein vager, schnell vorüberziehender Gedankenfetzen, der durch sein Hirn zog, dann war er wieder fort. Und der Ballon auch.

Dunkles Blau umfasste ihn, die Ballons verschwammen vor seinen Augen, die Dämmerung umklammerte ihn wie eine schöne Frau nach dem Liebesakt. Die Blautöne vermischten sich in Spiralen zu einem einzigen samtigen Nichts, umschlangen ihn und hoben ihn hoch, dem Himmel entgegen.

„So eine Sauerei!“ motzte Hauptkommissar Balustreit und starrte auf die Leiche von Manfred Rinkelmann. Natürlich musste er diesen Fall bekommen, und das kurz vor Weihnachten! Der Gastro-Macher von Hannover tot auf dem Eis des Maschsees, umgeben vom Glühwein seines eigenen Standes. Die reißerischen Schlagzeilen überschlugen sich in Größe und Sensationslust.

„Eine Sauerei ist diese Tötungsart eigentlich nicht“, widersprach Dr. Sven Michellsen vom Institut für Rechtsmedizin der Medizinischen Hochschule Hannover süffisant.

Der Kommissar sah auf und schnaufte ungehalten.

„Sie wissen, was ich meine! Wir dürfen uns keinen Fehler erlauben, klar! Der Rinkelmann war ein Lokalpromi, damit stehen unsere Ermittlungen in der Öffentlichkeit!“

Balustreit fluchte wie ein Kutscher. Michellsen stand stockstarr und kommentierte die unflätigen Ausdrücke des Kommissars nicht. Das war auch besser für ihn. Balustreit wusste, dass der Rechtsmediziner ein Spezi seiner verhassten Kollegin war. Warum konnte sie diesen Fall nicht bekommen und sich damit herumschlagen? Aber nein, es musste natürlich er, Balustreit, sein, der sich mit seinen zwei unfähigen Oberkommissaren damit auseinandersetzen musste. Die Weihnachtstage konnte er abschreiben.